

Editorial

Misstände in St. Gallen, Multikulti in Bazenheid

Heute abend kehrt wieder Ruhe ein in St. Gallen: Die Olma schliesst ihre Tore und öffnet sie erst in einem Jahr wieder. Zurück bleiben Erinnerungen an einen äusserst sympathischen Bundespräsidenten bei der Eröffnung, an herzige Rennsäuli, an einen «rütlig gueten» Auftritt des Gastkantons Luzern – und an Schlagzeilen wie «Pinkeln, pöbeln, prügeln: Betrunkene stören Jahrmarkt». Mehrere Marktfahrer schlugen wegen randalierenden und aggressiven Jahrmarktbesuchern Alarm und forderten Massnahmen von der Polizei und der Olma-Messeleitung. Dass während



An der Olma wird nicht nur genippt, sondern auch massiv gekippt.

SARAH GERTEIS
BLATTMACHERIN

der Olma Ausnahmezustand herrscht in St. Gallen, ist hinlänglich bekannt. Auch, dass der Alkoholkonsum dabei eine wesentliche Rolle spielt. In den Hallen 4 und 5 wird eben nicht nur genippt, sondern auch massiv gekippt. Und nach Hallenschluss geht die feuchtfrohliche Feierei im Jahrmarkt, in den Festzelten und in der Innenstadt weiter. Weshalb aber ist es dieses Jahr eskaliert? Haben sich am zweiten Olma-Wochenende ähnliche Szenen abgespielt? Und haben Marktfahrer, Messe und Stadt auf die Misstände reagiert? Andreina Thoma hat sich ins Getümmel auf und um den Jahrmarkt gestürzt (Seite 9).

Einen Augenschein fernab vom Olma-Trubel hat Brigitte Schmid-Gugler genommen, und zwar in Bazendonien. Nie gehört? Bazendonien liegt im Toggenburg, heisst eigentlich Bazenheid und hat seinen Übernamen wegen der grossen Zahl Migrantinnen und Migranten erhalten, die dort leben. Viele von ihnen sind ins Toggenburg gekommen, um in Grossbetrieben wie dem Fleischverarbeitungsbetrieb Micarna zu arbeiten. Und viele von ihnen leben noch immer in den Wohnblöcken, welche die Micarna eigens für ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erstellen liess (Seiten 16+17).

So verschieden die beiden Geschichten sind, einen gemeinsamen Nenner haben sie: Eduard Spelterini. Der 1852 in Bazenheid geborene Luftfahrtpionier war der Namensgeber für den Platz, auf dem der St. Galler Jahrmarkt stattfindet, wie auch für die Strasse, an der die Micarna-Blöcke stehen.

Mit dem Anteil der alten Menschen nimmt auch die Zahl der Pflegebedürftigen zu. Die Alters- und Pflegeheime brauchen Personal - und sie müssen neue Lösungen suchen.

Die Tücken eines langen Lebens

KASPAR ENZ

Wenn irgendwann einfach niemer me hesch zum rede git's no üs», rappt der Thurgauer Rapper und Fachangestellte Gesundheit Crispy Dee im Lied «Irgendwenn», stellvertretend für die Mitarbeitenden der Alters- und Pflegeheime. Den Song hat er diesen Frühling für eine Kampagne der Thurgauer Sektion der Curaviva eingespielt, den Verband der Heime und Institutionen der Schweiz. «Karriere im Heim» heisst die Kampagne. Sie will Berufsanfänger dazu anregen, im Heim die Lehre zu machen, aber auch Quer- und Wiedereinsteiger ansprechen.

Denn die Alters- und Pflegeheime brauchen Nachwuchs beim Personal. Der Anteil der Menschen im Pensionsalter in der Schweiz steigt laut Prognosen des Bundes von heute 18,4 auf 23,8 Prozent im Jahr 2030. Noch stärker steigt aber die Zahl der über 80-Jährigen. In diesem Alter nimmt die Pflegebedürftigkeit deutlich zu. Kein Wunder also, warnt das Magazin der Curaviva in seiner aktuellen Ausgabe bereits vor einem Pflegenotstand: Schon jetzt hätten viele Heime Mühe, Fachpersonal zu finden. Die Zunahme der Pflegebedürftigen und die Annahme der Masseneinwanderungs-Initiative würden dieses Problem verschärfen.

Bei der Ausbildung aufholen

Von einem Notstand will man in der Ostschweiz zwar noch nicht sprechen. Aber «es ist ein Riesenthema», sagt Matthias Mayrhofer, Leiter der Abteilung Alter beim Amt für Soziales des Kantons St. Gallen. Der Kanton wie der Verband investiere deshalb viel in die Ausbildung. Genauso wichtig sei es, die Fachleute im Beruf zu halten, mit Massnahmen wie Teilzeitarbeit oder Hilfe beim Wiedereinstieg. Tatsächlich holen die Heime bei der Ausbildung auf, sagt

Robert Etter, Präsident der St. Galler Sektion der Curaviva. «Lange hatten gerade kleine Heime nicht die gleichen Möglichkeiten wie die Spitäler», sagt er. Deshalb schliessen sich Heime zu Ausbildungsverbänden zusammen. In der Altersmedizin stehe sich die Schweiz aber selbst im Weg. Etter ist Direktor des Kompetenzzentrums Alter und Gesundheit der Ortsbürgergemeinde St. Gallen. Dazu gehört auch eine geriatrische Klinik. «Wenn ich in der Schweiz wegen des Numerus clausus keinen Chiropraktiker finde, muss ich ihn im Ausland holen.»

Der Kanton Thurgau bietet Ausbildungsprogramme für Quereinsteiger in Pflegeberufen an und fördert die Hausarztmedizin, sagt Susanna

«Man muss sich überlegen, ob es richtig ist, immer mehr Heime zu bauen.»

Alard du Bois-Reymond
CEO Thurvita AG

Schuppisser, stellvertretende Leiterin des Thurgauer Amtes für Gesundheit. Aber dem drohenden Personalmangel ist nicht nur so beizukommen. Deshalb hat der Kanton vor einigen Wochen die Bewilligung neuer Heimplätze eingeforen. Denn knapp 30 Prozent der Heimbewohner sind nicht oder nur wenig pflegebedürftig, wie das Schweizerische Gesundheitsobservatorium Obsan in einem Bericht feststellt. Würden diese Menschen zu Hause betreut, würde der Bedarf an zusätzlichen Betten und Personal deutlich sinken. So weit, dass er bis 2030 durch bestehende Betten fast gedeckt wäre. Ob ein solches Szenario erstrebenswert sei, «werden wir bis Mitte 2016 beurteilen. In der Westschweiz ist das weitgehend realisiert.» Ein solcher Schritt bedinge aber einen starken Ausbau der Spitex, sagt Schuppisser.

Auch in St. Galler Pflegeheimen wohnen viele Menschen, die wenig pflegebedürftig sind. Aber der Pflegebedarf, berechnet nach Minuten pro Tag, entscheide nicht allein über einen Heimtritt, sagt Matthias Mayrhofer. «Wenn die Spitex nach 17 Minuten wieder geht, ist jemand nicht plötzlich selbständig.»

«Zu Hause bleiben um jeden Preis, bis jemand verwahrlot» – das könne nicht die Lösung sein, sagt Robert Etter. «Mit Betreuung kann man hier viel erreichen.» Dafür seien keine ausgebildeten Pflegefachleute vonnöten. Aber es gebe auch ein gesellschaftliches Phänomen. «Familie, Verwandte und Bekannte fühlen sich immer weniger in der Verantwortung. Es wird immer mehr eine Aufgabe des Staates, sich um die einsamen älteren Menschen zu kümmern. Es gilt, neue Wege zu finden», sagt Etter.

Rentner helfen Rentnern

Ansätze gibt es bereits. Im Projekt «Zeitvorsorge» helfen in der Stadt St. Gallen rüstige Rentnerinnen und Rentner hilfsbedürftigen älteren Menschen. Die eingesetzte Zeit erhalten sie später in Form von Betreuung zurück. Doch auch Heimleiter suchen nach neuen Lösungen. «Man muss sich überlegen, ob es richtig ist, immer mehr Heime zu bauen», sagt Alard du Bois-Reymond, CEO der Thurvita AG, die in der Region Wil drei Heime, Alterswohnungen und einen Spitex-Dienst betreibt. «Wer heute in ein Heim eintritt, der hat sofort Vollpension. Dabei hätten viele noch Ressourcen, die nicht genutzt werden.» Von Alterswohnungen, in denen ältere Menschen zusammenwohnen, verspricht er sich wesentliche Einsparungen bei Kosten wie Personal. In einer Organisation wie der Thurvita könne die Betreuung schrittweise verstärkt werden. «Wir haben zwei Pilotprojekte am laufen», sagt er. So komme man auch einem Bedürfnis der älteren Menschen näher, meint du Bois-Reymond. «Die meisten möchten in den eigenen vier Wänden bleiben.»

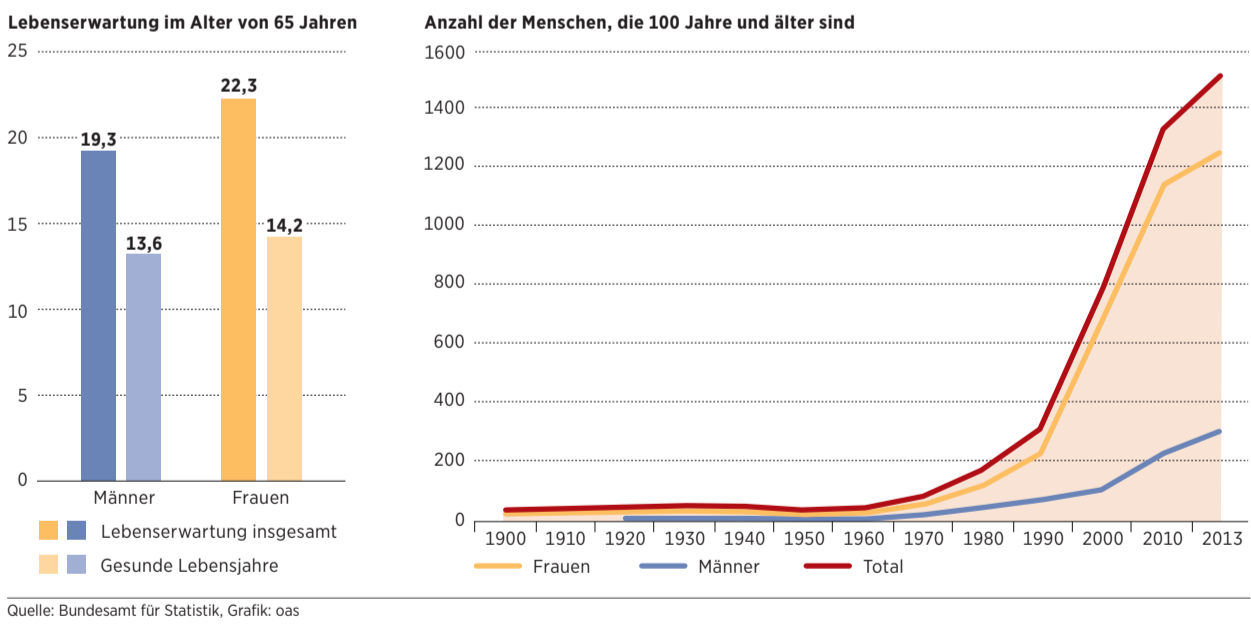
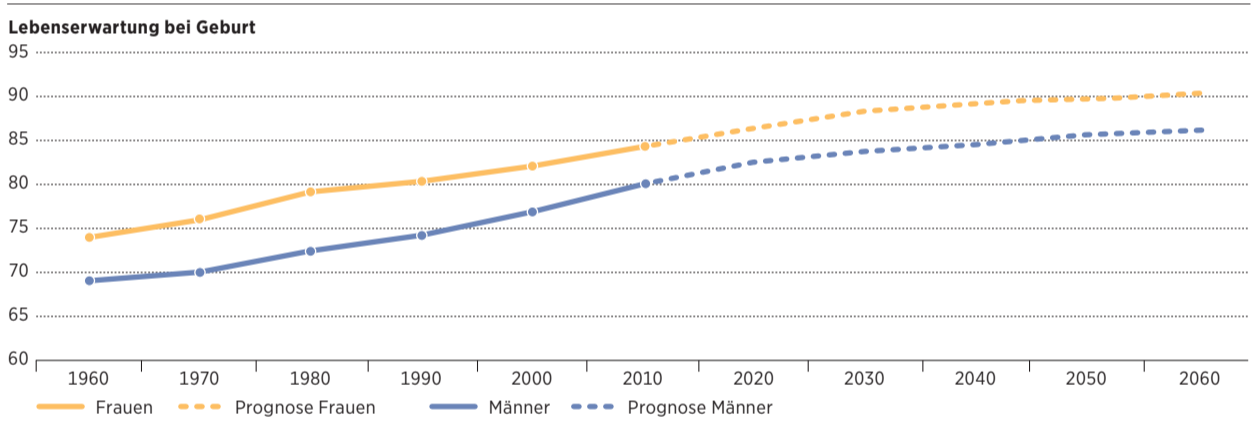


Mit der steigenden Lebenserwartung muss auch die Spitex mehr Aufgaben übernehmen.

Bild: ky/Gaetan Bally

Die Lebenserwartung steigt jedes Jahr

Die Menschen in der Schweiz leben immer länger. Wer heute 65 Jahre alt ist, hat durchschnittlich noch rund 20 Jahre – die Frauen etwas mehr als die Männer – vor sich, 14 davon beschwerdefrei. Erstaunlich ist die Zahl von über 1500 100-Jährigen. Bis 1970 wurde dieses Alter kaum je erreicht.



Die Menschen werden immer älter - und stellen die Gesellschaft vor grosse Herausforderungen.

«100-Jährige sind nicht lebensmüde»

JÜRIG ACKERMANN

Herr Höpflinger, die Schweiz hat gemäss der OECD die höchste Lebenserwartung der Welt. Warum?

François Höpflinger: Der Wohlstand spielt eine wichtige Rolle. Dazu gehören das hervorragende Gesundheitssystem, aber auch die solide wirtschaftliche Absicherung im Alter. Auffallend ist in der Schweiz, dass sich vor allem die Lebenserwartung der Männer markant verbessert hat. Heute wird eine Generation von Männern alt, die sich deutlich besser ernähren und pflegen als früher und die vom Zweiten Weltkrieg weitgehend verschont blieben.

Ist die Schweiz gut gerüstet für die Alterung der Gesellschaft?

Höpflinger: Von den Strukturen her ja. Das Hauptproblem sind nicht fehlende Betten in Pflegeheimen oder Spitalern, sondern der grosse Mangel an Pflegepersonal, der sich in Zukunft noch akzentuieren wird. Denn mit dem zunehmenden Alter steigt das Risiko für Demenz und Pflegebedürftigkeit stark an. 60 Prozent der Angestellten in der Pflege jedoch werden in den kommenden 20 Jahren pensioniert. Es gibt viel zu wenig Nachwuchs. Die Schweiz hat den Ersatzbedarf völlig unterschätzt. Das System ist schon heute stark von der Zuwanderung abhängig.

Warum lassen sich junge Leute nicht für Pflegeberufe begeistern?

Höpflinger: Einige Probleme sind hausgemacht. Die Ausbildungsinstitute müssen zum Teil Leute abweisen, weil Plätze fehlen. Zudem spielt der relativ tiefe Lohn oder die fehlende Anerkennung eine Rolle. Auch das Pflegepersonal wurden immer mehr auch bürokratische Aufgaben überwälzt. Das führte zu vielen Kündigungen. Es bleiben nur zwei Möglichkeiten: Entweder müssen wir deutlich mehr Leute in der Pflege ausbilden oder weiteres Pflegepersonal aus dem Ausland rekrutieren.

Was wären die Folgen eines Personalmangels in der Pflege?

Höpflinger: Der Mangel ist nicht nur in der Schweiz, sondern in vielen europäischen Ländern ein Problem. Er könnte dazu führen, dass es zu einer gewissen Automatisierung oder Rationierung in der Pflege führt. Ob es gleich so weit geht wie in Japan, wo zum Teil Roboter in der Altenpflege eingesetzt werden, ist offen.

Die Menschen werden älter und bleiben länger gesund. Müssen Sie demnach auch länger arbeiten?

Höpflinger: 2050 werden über ein Drittel der Menschen in der Schweiz über 60 Jahre alt sein. Diese demographische Alterung lässt sich nicht kompensieren. Die Lebensarbeitszeit muss darum länger werden.

Viele nehmen das Alter als negativ wahr. Gebrechen und Demenz stehen im Vordergrund.

Höpflinger: Nicht unbedingt. Studien zeigen, dass es den 80-Jährigen im Durchschnitt heute viel besser geht als früher. Sie sind körperlich, aber auch psychisch fitter. In diesem Zusammenhang ist eine Heidelberger Studie interessant, die das Wohlbefinden von 100-Jährigen untersuchte. Das Ergebnis ist erstaunlich: Nur eine kleine Minderheit von ihnen gibt an, sie sei lebensmüde.

Was ist der Grund dafür, dass das soziale Leben erfüllender ist?

Höpflinger: Früher waren vor allem Verwandte und Nachbarschaft wichtig – heute tragen oft auch im Alter die Beziehungen, die man während eines Lebens selber gewählt hat. 80-Jährige haben im Durchschnitt mehr Freunde als früher. Sie sind auch länger mobil und elektronisch vernetzt. Mit Skype können sie mit ihren Enkeln telefonieren oder übers Internet oder Fernsehen in andere Welten blicken. Immer mehr Leute profitieren auch noch im Alter von einer besseren Schulbildung.

In unserer Gesellschaft herrscht weitgehend ein Jugendkult. Erschwert das das Altern?

Höpflinger: Das erschwert vielleicht das Leben der 40-Jährigen, die realisieren, dass sie nicht mehr zur Jugend gehören. Mit 80 ist Anti-Aging meist kein Thema mehr. Es geht darum, die Selbständigkeit zu bewahren. Die eigene Biographie rückt in den Vordergrund. Man lebt auch von Erinnerungen. Das eigene Wohlbefinden hängt stark auch davon ab, ob man offen für Neues bleibt, ob man gute Beziehungen zu jüngeren Generationen hat, ob es einem gelingt, selbstbewusst mit dem Rollator umzugehen.

Wovor fürchten sich die Menschen im Alter am meisten?

Höpflinger: Die Frage «Wie lange kann ich das noch machen?» steht im Vordergrund. Studien zeigen, dass Leute mit hoher Bildung oft mehr Angst vor Demenz haben, weil der Kontrollverlust höher gewichtet wird. Auch Leute, die stark körperlich und sportlich orientiert sind, bewerten das Altern eher negativ.



François Höpflinger, Altersforscher und Soziologe an der Uni Zürich.

Rückblick

Die Wirtschaft ist leicht verschnupft

Lediglich von einer «konjunkturellen Verschonpausa» sprechen die Wirtschaftsexperten des Bundes, auch wenn sie ihre Wirtschaftsprognose um 0,2 Prozentpunkte nach unten korrigiert haben. Für das laufende Jahr rechnen sie noch mit einer Zunahme des Bruttoinlandsproduktes von 1,8 Prozent. Zur pessimistischeren Einschätzung trägt ein schwächelnder Export, aber auch eine stockende Nachfrage im Inland bei. Für die nächsten Jahre prognostizieren die Experten wieder kräftigeres Wachstum. (red.)



Das langersehnte Ende des Steuerstreits

Bundesrätin Evelyn Widmer-Schlumpf und 28 EU-Finanzminister haben in Luxemburg eine Erklärung zur Beilegung des Steuerstreits unterzeichnet. Die Schweiz verpflichtet sich damit, umstrittene Steuermodelle wie die Briefkastenfirma abzuschaffen. (red.)

Widerstand gegen Lehrplan 21 wächst

Aus dem HarmoS-Konkordat austreten und den Lehrplan 21 gar nicht erst einführen: das will der Verein Starke Volksschule St. Gallen mit einer Volksinitiative im Kanton St. Gallen erreichen. Im November soll mit der Unterschriftensammlung begonnen werden. Viel Zeit bleibt nicht mehr: Im Kanton soll der neue Lehrplan ab dem Schuljahr 2017/18 angewendet werden. Widerstand gegen die Bildungsreformen Lehrplan 21 und HarmoS ist in vielen weiteren Kantonen auszumachen. (red.)

Erlösender Pflichtsieg

Die Reise nach San Marino hat der Schweizer Fussballnationalmannschaft die Erlösung gebracht. Haris Seferovic traf beim unspektakulären 4:0-Sieg zweimal. Mitte November empfängt die Schweiz in der AFG Arena beim vierten EM-Qualifikationsspiel Litauen. (red.)



Fernbusse sollen auch im Inland fahren

Fernbusse können heute zwischen Zürich und München, nicht aber zwischen Bern und Genf verkehren. Das will der Nutzfahrzeugverband Astag nicht länger hinnehmen und fordert deshalb eine Liberalisierung nach deutschem Vorbild. Dort können Passagiere seit 2013 zwischen der komfortablen, oft schnelleren, aber teureren Bahn und langsameren, billigen Bussen wählen. Cars müssten das auch hierzulande anbieten, findet die Car-Lobby. Die Bahnunternehmen sind auf diese Idee schlecht zu sprechen. (red.)

Ausblick

Der Welttag des Stotterns

Stotternde Menschen kämpfen mit ihrer Stimme, aber auch mit der gesellschaftlichen Stigmatisierung. Der Welttag des Stotterns am Mittwoch, 22. Oktober, soll für das Thema sensibilisieren. In der Schweiz thematisieren gemäss Schätzungen rund 80 000 Personen, das entspricht etwa der Einwohnerzahl der Stadt St. Gallen. Gegen die Sprechstörung ist kein Kraut gewachsen, wie «Die Welt» jüngst berichtete. Stottern gilt als therapierbar, aber nicht als vollständig heilbar. (red.)

20 Frauen für den neuen Bachelor

Ab Montag buhlen 20 Frauen um das Herz von Rafael Beutl. Auch vier St. Gallerinnen und drei Thurgauerinnen machen dem begehrten Jungesellen schöne Augen. Zu sehen ab 20.15 Uhr auf 3+. (red.)



Wo sich die Siedlung am stärksten ausdehnt

Wo und wie schnell drängt die Siedlung die Natur zurück? Antworten darauf will das Bundesamt für Statistik am Donnerstag liefern, wenn es die Publikation «Landschaft Schweiz im Wandel, Siedlungsflächen pro Einwohner» veröffentlicht. Bei der letzten Publikation 2010 zeigte sich folgendes Bild: Siedlungen bedeckten 7,5 Prozent der Fläche der Schweiz. Im Mittelland war ihr Anteil mit 16 Prozent mehr als doppelt so gross wie im Landesdurchschnitt, in den Alpenregionen lag er deutlich darunter. (red.)

Skiweltcup beginnt

Am nächsten Wochenende ist Saisonauftakt der Skirennfahrer in Sölden. Lara Gut und die weiteren Frauen kämpfen am Samstag im Riesenslalom um erste Weltcuppunkte. Die Männer starten am Sonntag ebenfalls im Riesenslalom. (red.)



Doris Leuthard an der Uni St. Gallen

Bundesratsbesuche fast im Wochentakt: Nachdem Didier Burkhalter zur Olma-Eröffnung in St. Gallen gewaltig hatte, kommt am Freitag, 24. Oktober, Verkehrsministerin Doris Leuthard in die Gallusstadt. Sie referiert anlässlich des Infrastrukturtages ihres Departementes an der Universität St. Gallen. Fachleute aus dem In- und Ausland diskutieren an diesem Tag die Frage, wie sich Mobility Pricing als Mittel gegen die Überlastung der Verkehrsinfrastrukturen einsetzen lässt. (red.)